



Nachdruck verboten.

Alles wohl an Bord!

Roman von G. Bely.

„Die Kleine, die da auf dem Corridor an mir vorüberstreifte, — klein ist sie ja nun nicht, aber blutjung,“ sagte Döbblin senior, „das ist ein hübsches Kind.“

Niemand antwortete.

„Na, findest Du nicht?“ frug der alte Herr den Sohn. „Die muß doch allgemein gefallen!“

„Ja — ja!“

Die Tischglocke ertönte; sie schritten miteinander dem Speisesaal zu, in welchem große und kleine Tische aufgestellt waren. Hans versuchte in die Nähe der Damen Klautner zu kommen. „Ne, unter uns“, sagte sein Vater. „Sind uns genug. Und Sorge für Sekt, der wird einen ein Biſchen über die italienische Küche hintrösten.“

So saßen sie zu vier an dem kleinen runden Tisch, sprachen von der Stadt Stettin und den umliegenden Gütern und langweiligen Bekannten dort und hatten auch oft längere Pausen. Lina Pieters trug eine buntschillernde Seidenblouse mit einem hohen Kragen, der wie würgend ihren Hals umschloß und mächtigen Bauschärmeln, die ihre Figur entstellten und sie war sehr roth im Gesicht. Und die Wagner war nonnenhaft in Grau, aber es war Seide.

Nur einen Streifen von Cläre's weißem Wollkleid konnte Hans von seinem Sitz aus erblicken — wenn sie sich bewegte verschob er sich.

War sie jetzt lebhaft? mit wem sie sprechen mochte? Der kleine Waltershausen hatte eine feste Art zu blicken! Roderich von Werthof drehte immer siegesgewiß seinen Schnurrbart. So nah und so lang neben ihr sein zu dürfen — sie verdienten es gar nicht. Sie brüsteten sich im Rauchzimmee mit allerhand Abenteuer —

Die Nähe dieses reinen Geſchöpfes gönnte er ihnen nicht! einfach nicht!

Lina Pieters war ja aber auch eine junge, tadellose Dame! Sie wußte vielleicht weniger von den Erfahrungen der Welt, als die kleine Cläre Klautner, die von der klugen Großmutter erzogen war. Bah, Lina Pieters in der erstickend dumpfen philisterhaften Luft des Reichthums! Wie hatte er selber nur immer befreitigt darin atmen können, ohne einen frischen Zug von außen — jetzt erst wußte er, wie schön die Welt war! Und daß es Menschen gab, die nicht nach der Schablone dachten, die den Muth der eigenen Meinung hatten, die stolz auf ihr „Ich“ waren, nicht auf Geldsäcke. Lina Pieters weiße fleischige Hände, wohlgepflegt, aber grobknochig und so vieredig an den Fingerſpitzen. Wenn er an Cläre's dachte — die schlanten Finger hatten zuletzt in den seinen gezittert —

„Dein Glas, Junge, Du trinkst ja nicht!“

Lina stieß mit ihm an, er fuhr wie aus einem Traume in die Höhe.

„Was wir wünschen nämlich, Hans — das gilt!“ rief der Vater.

„Was wir wünschen“ — die runden blauen Augen sahen kühl in die seinen. Er sprang plötzlich auf und stieß den Stuhl zurück.

„Ich habe Kopfschmerz, rasenden Kopfschmerz, Schwindel — die Hitze — nur einen Augenblick an die Luft —“

„Ja, es ist sehr warm,“ sagte Lina.

Er stürmte hinaus, durch die Vorhalle, aus der Thür — über ihm der Sternenhimmel, eine scharfe feuchte Luft. Mauern, die zur Berghöhe kletterten, Lichtschein auf die Terrasse fallend, aus den Fenstern des Speisesaals.

Er schlich an eines derselben. Jetzt konnte er den Tisch überblicken, an welchem er auch gerne geſeſſen hätte — der weiße Kopf der Geheimrätthin, sie hatte Geduld mit Schneemann, die

Baronin Kofettirte mit dem fecken Lieutenant, Cläre lachte über etwas, das Marun gelagt.

Wie sie hübsch ausah! Die großen, braunen Augen! Und wie unverschämt Marun hineinblickte! Bah, ein älterer verheiratheter Mann! Aber doch Eiferſucht — da, der Kellner durfte ihr Kleid streifen!

Und dann fiel ihm plötzlich ein, wie oft gerade Marun ihm im Gespräch mit Cläre unterbrochen hatte. Jede Situation stand ihm vor Augen — an dem Plage hatten sie das gesprochen, dort jenes — und immer war Marun aufgetaucht, immer hatte der ihn fortgeschleppt. Wenn er ungestört mit ihr geſeſſen wäre — da hätte es ihn doch wohl übermannt, hätte er Muth gefunden — und wäre alles anders geſeſſen wie heute — die Reife seines Vaters mit Lina Pieters vereitelt.

Er ballte die Faust und schlug gegen die kalte steinerne Balustrade.

Wie feige er war! Sich selber belog er und gab Andern die Schuld. Erst im Augenblick, als er die Depesche in der Hand hielt, war die Erkenntniß über ihn gekommen! Bis dahin hatte er in Lina Pieters geſeſſen, was er als gehorjamer Sohn in ihr sehen sollte.

Man rückte drinnen die Stühle, stand auf — er kam noch rechtzeitig, Lina Pieters den Arm zu bieten. Die Wagner ließ seinen Vater neben sich hergehen und sie machte ein böses Gesicht.

Lina sah über ihren Bauschärmel hin: „Ist's besser?“ Er murmelte etwas Undeutliches.

In der Vorhalle, waren Stühle aufgestellt; seitwärts hielt sich schon eine Gruppe costümierter Sorrentiner, Mädchen, Frauen und Männer, bereit, vor ihnen standen die Musikanten.

Dem leisen Jögern Lina's machte Hans ein Ende indem er sie auf einen Stuhl neben einer Säule zuführte.

„Nun kanns ja losgehen!“ sagte der ältere Döbblin und blinzelte vergnügt unter den breiten Lidern hervor. „Gar nicht so unrecht bei dieser Sirene — das Essen genießbar, der Sekt gut temperirt.“

Die Tarantella begann. Goldbesetzte seidene Jäckchen knisterten leise, die Spitzenschürzen und buntfarbigen Röcke flogen. Die Oberkörper bogen und wiegen sich hin und her. Die Tänzer haſchten die Partnerin, sie sloßen und suchten einander, man wiegte sich auf den Fußspitzen, die Castagnetten klapperten — aber es war doch geschäftsmäßig, ein buntes Bild für die Fremden, für die eigene Tasche der berechnete Gewinn.

Hans sah über die Tanzenden fort — ein Amerikaner an Cläre's Seite — wollten ihn denn alle ärgern heute? Er pfiß ganz leise die Melodie mit und bemerkte gar nicht, daß ihn Lina erstaunt anblickte. Frau Wagner küßte der jungen Dame zu, daß doch einige der Mädchen etwas Herausforderndes hätten. Eine suchte die Aufmerksamkeit von Hans Döbblin zu erregen.

„D!“ und Lina wurde roth und schüttelte den Kopf.

„Sehen Sie nur mal, was die Schwarze für Augen macht — grade immer hierher. Es ist unpassend.“

„D!“ sagte Lina noch einmal.

Nur ein Paar tanzte mit ganzer Hingabe, ein großes, dunkeläugiges Weib und ein schöner, schlanker Mann: Auge in Auge, die Hände suchten zitternd, man floß sich, um sich wieder zuzustreben und dann war's nur eine Sekunde, da hatten die Lippen des Tänzers den braunen Hals an der Stelle gestreift, wo ihn das weiße, spitzenbesetzte Tuch frei ließ und wo der leise, weiche Flaum der Nackenhaare dem Fleisch noch eine dunklere Tönung gab.

Der Berwegene! Er hatte sich fortziehen lassen, sich kein Recht genommen — das wußte Hans Döbblin, der vielleicht allein nur die Bewegung wahrgenommen!

Aber ihm schoß es heiß in die Adern, machte sie klopfen — auch Cläre's Nacken hatte diesen leichten Flaum, welcher der Haut etwas Sammetartiges verleiht — und nun hatte auch er

Sehnsucht, dahin seine Lippen zu pressen, wie jener feste Sorrentiner. — In den Augen der Tänzerin hatte es flammend aufgeglüht, so blitzschnell es war, sie mußte die heißen Lippen gefühlt haben. Und wie jetzt die Burschen die Mädchen eine Sekunde lang emporhoben, da streifte im Hinüberneigen des Oberkörpers, den sie tiefer bog, als die Andern, ihre geröthete Wange die des Mannes. Die liebten sich, die strebten zu einander — mit wildem Reid schlug Hans Döblin's Herz — die kimmerte eine ganze Welt nicht, nicht die Fremden und nicht die Freunde, sie waren da für einander und das Leben für sie und keine conventionellen Gesetze waren über ihnen, nur die Natur hatte Rechte an sie. Er hätte stöhnen mögen vor Zorn und Ekel über sich selber. Er sollte verscherzt haben, was höchstens Lebensglück ist — jetzt weiß er's ja plötzlich, die echte, rechte Liebe? Das Entgegeneschlagen von Herz zu Herz —

Sie, Gläre, ist ihm ja gut, muß es sein, er weiß es auch plötzlich, ohne zu fragen — haben sie einander nicht immer gefunden, ohne sich zu suchen — instinktiv fühlten sie, wie ihre Nähe einander wohlthat. Lina sagte ihm etwas. „Ja, was denn?“ Sie hätte sich die Tarantella anders gedacht, sie gefiele ihr nicht, diese Art —

„Glaub's wohl!“ antwortete er mit halbgeschlossenen Lippen, „glaub's wohl!“ — er fühlte, daß sein Lachen einem Grinsen gleichkommen mußte. Was störte sie ihn auch.

Ein Finale, klappernde Caspagnetten, Aufschlagen auf die Tambourins, die tollste Umbrehung — dann das Händeklatschen der Zuschauer und die athemlosen Tänzer traten ab.

Die hübschesten der Sorrentinerinnen gingen mit einem Teller umher, man konnte sich doch noch zu einer Extragabe bewegen fühlen. Und so klapperten die Münzen auf das Porzellan nieder. Und nun Photographieen, einzeln, zusammen — auch Lina wurden sie hingehalten. Sie lehnte mit einer fast schroffen Gebärde ab, Hans suchte nach dem Paar — die waren noch nicht dabei. „No — la Beppinae Matteo — no —“

Die Reisenden vom Herkules waren alle lustig geworden; der Wein vom Fuße des Bejuus, die Musik, der Tanz thaten's ihnen an.

„Tanz'n wir auch!“ schlug Schneemann aus Lina vor und sein gutmüthiges altes Kindergeicht strahlte. Neben ihm stand eine kleine Süddeutsche mit großen, grauen lachenden Augen.

„Ach, Herr Schneemann, das ist aber ein herrlicher Einfall!“ Und sie stimmten Alle ein und die buntgekleidete Capelle hatte nur darauf gewartet. Auch das wußte man schon vom Fremdenverkehr in Sorrent, daß Freudigkeit ansteckt.

Natürlich, der lange Amerikaner, an dem alles hing, der Schnurrbart, die langen Arme, die Kleidung, der holte Gläre! Der Mann wick ja den vollen Abend nicht von ihrer Seite. Hans trommelte mit nervösen Fingern so lange auf der Stuhllehne einer alten Mecklenburgerin, die vor ihm saß, bis sie sich wüthend umsaß.

Die kleine Schwäbin reichte dem Linzer Kaufmann kaum bis zur Schulterhöhe, sie sah beim Tanzen lächelnd zu ihm auf und zeigte ihre weißen Mäusenzähnen, und er lächelte auf sie herunter, ihre freudige Dankbarkeit rührte ihn. Und als er sie an ihren Platz, an der Seite ihres Vaters gebracht hatte, da fragte er: „Sie haben gewiß einen hübschen Namen, gnäd' Fräulein, ich muß mir das halt so denken?“

„Ach heiße Luise — 's ischt wohl nit arg schön, bin's aber g'wöhnt!“ — Nämlich, Luise, hochdeutsch!“

„Aber sehr schön, ein sehr schöner Name!“ betheuerte Herr Schneemann und setzte sich an die Seite der Kleinen und erzählte ihr die Geschichte vom verlorenen grünen Hut.

Unter den männlichen Tarantella-Tänzern gab's eine lebhafteste Debatte, endlich löste sich einer aus der Gruppe und kam auf Gläre zu. Sein wohlgeformtes Bein im weißen Strumpf mit der schwarzamtmnen Kniehose schob er vor und legte seine Hand gegen die Brust der goldbordirten Jacke.

Sie sah fragend die Großmutter an, und die bewegte zustimmend den weißen Kopf, und sie folgte ihm zur Polka.

„D.“ sagte er neben Hans, „das thut man nicht —“

„Ja so, Lina Pieters erstaunte.“

„Warum nicht?“ fragte er und sprang hastig auf und suchte die kleine Schwarzäugige zu entdecken, welche ihm vorhin zugelächelt hatte und schoß hinüber und schloß sich mit ihr den Tanzenden an.

„Unerhör't!“ sagte die Wagner, während sich der alte Döblin lächelnd zurücklehnte. „Nun, seh' mal Einer —“

Und dann plötzlich tanzten Sorrentiner und Deutsche und Amerikaner fröhlich durcheinander.

Als Hans an seinen Platz kam, war Lina Pieters verschwunden und die Wagner lächelte ihn an.

„Sie werden begreifen — das paßt Fräulein Pieters nicht!“ —

„Hm! ja“ — die kühne Bewegung durch seine Haare und Trotz in seinen Augen. Als wenn sie schon Rechte auf ihn hätte, diese blonde Norddeutsche — und da drüben schimmerte ein weißes Kleid. Sein Vater hatte sich auch zurückgezogen — die Wagner aber war wohl freiwillig auf einem Beobachtungsposten. Er sah ihr förmlich höhnlich in's Gesicht.

„Es ist nicht für jedermann, so mitzuthun,“ sagte sie —

„Fräulein Lina —“

„Ja so“ — er lachte.

„Nein, nein, Sie können ihr nur morgen etwas zur Entschuldigung sagen.“

„So — das halten Sie für nöthig?“

Und dann sprang er auf, erpächte Gläre drüben, die sich eben zur Seite gewandt hatte — die hübsche, behende Biegung des Halses! und glitt über den Mosaikboden hinüber zu ihr — er wollte nun auch sein Recht haben und ebenfalls die schlankte Gestalt in seinen Armen halten, den leisen Athem spüren.

„Den neulich unterbrochenen Walzer, darf ich —“

„Gläre ist müde, verzeihen Sie!“ sagte Frau Glautner. Beide Damen grüßten, das weiße Kleid streifte ihn sogar ein wenig — dann stand er allein.

Abgebligt dastehend wie ein Schuljunge — und er hatte so etwas wie von Recht gefaselt — ein Zorn anderer Art durchbebt ihn.

Die reichste Erbin von Stettin reiste ihm nach, war ihm gut und dieses kleine arme Mädchen aus der Provinz, das sich da vorhin mit einem Straßensänger im Tanz gewiegt hatte, verweigerte sich ihm.

Lina Pieters, der war's zu danken, natürlich.

Eine weiche Stimme: „Soll ich sie trösten? kommen Sie — ein hübscher Walzer, nicht wahr?“ Die Baronin Lübben. Er legte seine Hand um die biegsame Taille; ein rosa Seidenkleid mit sarten weißen Spitzen, ein starkes Parfüm, ein Drangenzweig an der Brust — wirbelten sie durch den Saal, ein zweimal —

„Sie sind ja ein toller Tänzer,“ sagte sie athemlos.

Er führte sie zu einem Sessel. „Nein, Frau Baronin, ich tanze nicht gern und nicht gut.“

Sie sah ihn erstaunt an und deutete auf den Platz neben sich. „So plaudern wir. Meinetwegen von der jungen Dame, die Ihnen nachgereist ist. Nun, nun — ich bin diskrét. Aber dieser Weisheit halber brauche ich nicht einmal meinen kleinen Finger zu befragen — ich habe auch keinen Widerspruch bei Frau Glautner und ihrer Enkelin gefunden. Nun, wenn die Kleine jene gewissen Einbildungen hatte, an denen junge Mädchen aus der Provinz zuweilen — sie nahm's ganz tapfer. Nicht eine Wimper gezuckt. Bah, die romantische Liebe, von der uniere Großmütter wußten, ist ja auch antiquirt. Sie ist eine gediegene junge Dame, Fräulein Pieters, und ich bin überzeugt, sie wird ihr Haushaltungsbuch vortrefflich führen und sich nicht mit einer Silbe vor ihren Diensthoten compromittiren.“

Er stand so lächerlich hilflos da, auch Marun hatte ihn verlassen, der sah drüben mit ein paar Commerzienrathen. „Es ist warm, sehr warm,“ murmelte Hans Döblin und faßte nach der Glasthür und bot die Stirn der kühlen Luft, bis man über Zug schrie. Dann trat er hinaus und schlich nach dem Fenster, durch das er vorhin Gläre beobachtet hatte. Der große Saal war dunkel, im Nebenraum saßen einige Gruppen beim Sect.

„Mein lieber, thörichter Junge,“ hatte damals seine Mutter gesagt, als sie Dingchen die große Wäschekammer und das Haus für immer verboten hatte. Und ganz heimlich war er in den Raum geschlichen wo immer ein Wäsche- und Plättgeruch gewesen war, der ihm unzertrennlich von der Keinen drallen Gestalt der röthlichen Näherin gewesen — und hatte geschluchzt über das Zerren seines ersten Liebestraumes.“

Jetzt sagte er es sich selber draußen an der Steinmaner des Gartens über dem Felsen, an dem leise glättschend die Wogen schlügen, angeichts des Bejuus, über dem eine große Wolke lagerte, in der ab und zu ein dunkelrother Kern sichtbar war, thörichter, armer Junge.

Der Herkules lag in der Bucht vor Algier, nur einen Steinwurf weit von der Mole mit der Landungstreppe. Weißschimmernd blickten die Häuser von den Berghöhen herab, ernst die Cypressen, vornehm die Palmen, und wölbten sich die Kuppeln der Moscheen und zeigten die schlanken Minarets zur Höhe. Durfte Männer in weißer Gewandung hantirten am Hafen, in

dem ein Wald von Masten auftrug — Handelschiffe, Per-
Jondampfer, die Flaggen aller Länder tragend, den Halbmond
und das Kreuz von Sagoen, die deutschen Farben und das
Sternenbanner.

Die meisten Bewohner des „Herkules“ kamen zurück, eh' der
Gong zur Hauptmahlzeit rief. Mr. Avoery half der Baronin Lücken
auf die Neeling, blieb an ihrer Seite als sie aufs Promenaden-
deck ging, wo Händler einen förmlichen Bazar errichtet hatten
und fand alles schön, was ihr gefiel, und kaufte bunt durch-
einander: Teppiche und Seidenstoffe, Caffeeiervice und Pan-
toffeln, Feze und gestickte Jacken, Spitzen und Schauteller.

„Sie lieben es — well?“

„Sie lachte und sah ihm zu.“

„Sie haben wohl viel Verwandte?“

„O nein!“

„Wollen Sie die Sachen denn mitbringen?“

„O nein!“

„Behalten, für sich selber?“

„Nein — es ist, weil sie ihnen gefallen. Sonst
nichts!“

Und er ließ die Frankzettel in die Hände der Verkäufer
flattern, ganz achtlos, sie kaum zählend.

Die Baronin war ein wenig erregt, sie sah den Mann,
der keine Miene veränderte, halb mißtrauisch an.

„Baroneß,“ sagte er, „wenn wir im Ocean fahren werden,
dann müssen wir ein sweet-stake machen!“

„Was ist das?“

„Wetten, wieviel Knoten wir fahren werden. St
auch —“

„So! Muß ich —?“

„Wenn ich Sie bitte?“ —

Sie lachte, dann, den Rücken gegen den Lustschacht stützend,
neben dem sie standen, fragte sie:

„Ist es wahr, daß Sie in Amerika so viel auf Abel
geben?“

Er zuckte die Achsel.

Zum Beispiel, es klingt so nett, wenn Sie „Baroneß“
sagen — wenn ich,“ sie fuhr tastend mit ihren Fingerspitzen
gegen einander, „sagen das Recht auf diesen Titel verlöre —
wäre ich noch die Gleiche in ihren Augen?“ (Fortf. folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Adolph Menzel.

Zu seinem 80. Geburtstage am 8. Dez. 1895.

Von Fritz Stahl (Berlin).

In der Menzelausstellung der Akademie in Berlin hängt
ein unheimbares Blatt, das nur wenige beachten. Es zeigt, in
Bleistift ausgeführt, den Kopf eines jungen Mannes: ein weiches
Gesicht, umrahmt von langem, lockigem Blondhaar, aus
dem ein paar schwärmerische Augen hell und offen uns
anschaun.

Der künstlerische Werth des Blattes, das die Jahres-
zahl 1833 trägt, ist nicht groß: es ist kein „Menzel.“
Um so größeres Interesse hat es als menschliches Document: es
ist Menzel.

Das Selbstbildniß wird meines Wissens zum ersten Male
ausgestellt. Ein anderes, das vielfach veröffentlicht ist, das etwas
komisch wirkende Bildchen von 1837, das den überkleinen jungen
Mann mit dem Mauererbart, dem hohen Hut und dem langen
Rock zeigt, hatte in uns die Vorstellung erweckt als sei der alte
Menzel niemals jung gewesen. Wir müssen nun diese Vorstellung
aufgeben, ganz richtig jugendlich, deutlich jugendlich tritt er
uns hier entgegen. So also sah er aus, als er in seiner
bekanntesten Folge von Lithographien des „Künstlers Erden-
wallen,“ schilderte. Wir verstehen nun erst, wie aus dem
Innern ihm diese Satire kam. Menzel dem Manne war
keine Arbeit zu gering, er hat erst kürzlich einem jungen
Künstler, der ihm klagte, wie ihn der Frohndienst um das täg-
liche Brot hemme und quäle, sehr klar und deutlich gesagt, daß
man jede Arbeit künstlich gestalten kann, und dadurch über
ihren äußeren Zweck hinausheben. In dieser Folge findet sich
ein Blatt, auf dem der Künstler sein Bild der
drei Grazien stehen lassen muß, um eine häßliche alte Frau zu
porträtieren. Menzel der Mann würde dem Kollegen sehr ruhig
und kurz sagen: „Das schadet Dir gar nichts!“ Menzel der
Jüngling hat einmal anderes empfunden. Das zeigt uns dies
Selbstbildniß.

Und damit zugleich, daß der Mensch und der Künstler
Menzel, wie wir ihn kennen, nicht von Natur so war, sondern
daß ihn das Leben so geformt hat. Kein Zug des Jünglings
ist dem Kopf des Mannes geblieben. Eine ungeheure unver-
gleichliche Anstrengung und Ausbildung des Willens hat seinem
Gesicht den Stempel aufgedrückt. Von unbeugsamer Energie
spricht die riesige Stirne, die scharfen Augen, zeugt der Mund
mit den fest zusammengepreßten Lippen. Man würde diesen
Mund, wenn man ihn nicht kannte, wenn man ihn in einem
Kunstwerke tröfe, eine brutale Karrikatur nennen, so bis zur
Grinasse ist der Ausdruck in ihm gesteigert.

Wenn wir heute auf das reiche Schaffen dieses langen
Künstlerlebens zurückblicken, so haben wir noch nicht annähernd
die Arbeit des Mannes gewürdigt. Wir müssen hinzunehmen,
daß er als Mensch und Künstler ein Self-made-man ist, daß er
von früher Jugend an nicht nur für sich, seine Mutter und
Geschwister das Brot, sondern zugleich in härtester Arbeit Schritt
für Schritt sein Künstlerthum sich erwerben mußte. Wenn man
peinlich genau sein will, muß man erwähnen, daß er einmal ein
halbes Jahr lang auf der Berliner Akademie nach der Antike

gezeichnet hat, das ist aber auch alles, was er jemals an Unter-
richt genoss.

Menzel ist der Sohn eines Breslauer Lithographen. Früh
ermachte in ihm der Trieb zur Kunst. Aber der Vater wollte
zunächst nichts von einer Ausbildung wissen, und als er
später sich bekehrte und sogar das Opfer brachte, nach Berlin
überzusetzen, um eine solche Ausbildung zu ermöglichen, da war
der fünfzehnjährige Knabe ein so vortrefflicher Helfer im Ge-
schäft geworden, daß er ihn nicht mehr entbehren konnte. Als
aber gar der Vater schon nach einem Jahre starb, da wuchsen
die Pflichten des jungen Menzel so sehr, daß nun an einen ge-
ordneten Studiengang garnicht mehr zu denken war.

Er gab darum trotz der Fülle der Arbeit für andere, die
Arbeit an sich nicht auf. Der Wille zur Kunst erweckte eine
zähe Thakraft in ihm, für die selbst die Gesetze der Natur kein
unbesiegbares Hinderniß waren. Wenn das Geschäft ihn den
ganzen Tag in Anspruch nahm, so weichte er der Kunst die
Nacht. Und da die Rechte oft dann den Dienst verlagte, so
ruhte er nicht eher, bis die Linke geschickt geworden war, den
selben Dienst zu leisten.

Was der junge Mann damals sicher als ein Unglück
empfand, die Unmöglichkeit einer höheren Ausbildung, ist in
Wahrheit vielleicht der einzige Glückszufall gewesen, der ihn je
in seinem Leben gefördert hat. Man konnte damals noch weniger
auf der Akademie lernen, als heute. Nicht nur die Natur war
etwas Fremdes, man hatte nicht einmal eine gute technische
Tradition. Dem Pfadfinder des Realismus hatte die Akademie
schlechthin garnichts zu geben, nicht einmal den Hinweis auf die
Natur. So war er auf die unbesangene Betrachtung der Natur,
die ihm seine Größe gab, durch die Verhältnisse gestellt. Es be-
durfte keiner Reflexion und keines Kampfes. Und wer diese
Beweisführung nicht gelten lassen will, wird doch die Thatfache
nicht bestreiten können, daß auch in der Technik der Malerei in
Del, Gouache und Aquarell, die er sich gleichfalls selbst erwarb,
keiner von allen, die damals an der Akademie lehrten und lernten,
Adolph Menzel erreicht oder gar übertroffen hat.

Auch in Bezug auf seine Stoffe übrigens hätte ihm die
Akademie nicht die Freiheit der Wahl gelassen, mit welcher der
Unbeeinflusste fand, was ihm nahe lag. Man malte damals mit Vor-
liebe das Mittelalter oder auch sonst Dinge, die möglichst so
fern lagen, daß man sie mit einem Schimmer von Romantik
umgeben konnte. Falsche Romantik aber zeugt falsches Pathos.
Wenn wir diese prätentösen Bilder mit ihrer hohlen Theatralik
heute durchaus nicht mehr vertragen können, so verdanken wir
das der gesunden Einfachheit der Historien Menzels. Er konnte,
fern der Akademie, sich eben Stoffe nach eigenem Geschmacke
suchen und frei von jeder Schablone nach eigenem Gefühl
gestalten.

Den historischen Sinn, auf den unser Jahrhundert so stolz
ist, Menzel hat ihn früher gehabt als die Historiker. Er suchte
den wahren Geist der früheren Zeit zu begreifen, nicht einen
Geist der Zeit sich nach eigenem Geist zu konstruieren. Da war
ihm dann naturgemäß die vaterländische Geschichte am nächsten,
wie die eigenen Väter gedacht und empfunden, das ließ sich am
leichtesten noch aus alten Schriften erforchen und man konnte
die Lücken der Quellen aus dem ergänzen, was man rings um
sich fand. So kam er zur brandenburgisch-preussischen Geschichte,
zur älteren zu erst und dann zu des großen Friedrich Zeit, für

die in den Arbeiten des geistesverwandten Daniel Chodowiecki so reiches bildliches Material vorlag. Die Beobachtung nach der Natur gab ihm die Kraft, was er aus alten Quellen lernte, zu lebendigem Bilde zu gestalten.

Seine „Denkwürdigkeiten“ und die Holzschnitte zu Ruglers Geschichte Friedrichs des Großen, dann die Vignetten zur Prachtausgabe der Werke dieses Fürsten und die Illustrationen zu einem Buche über seine Armee beschäftigten ihn bis gegen das Jahr 1860 hin. Zu gleicher Zeit behandelte er in den berühmten Gemälden dieselbe Epoche als Maler. Er hatte sich so in sie hineingelebt, daß er sie wie etwas ganz Bekanntes, selbst Geschautes wiedergibt. Er ist kein Höfling trotzdem, er schmeichelt nicht. Die Franzosen haben den Napoleon gemalt, wie ihn das Volk sehen wollte, den Napoleon der Legende, Menzel malt den alten Fritz der Geschichte.

Nachher ist Menzel in demselben Sinne der Maler des neuen Preußen, des Preußens Wilhelms I. geworden. Er hätte vielleicht nie diesen Kopf gemalt, wenn es da nicht so schlicht und ohne Pose zugegangen wäre.

Aber der Schritt in die Gegenwart führte ihn noch weiter. Hatte er von je das Leben scharf beobachtet, nun kam er dazu, es als schönsten Stoff der Kunst zu empfinden. Alles was er sah, gab ihm Bilder, die er dann meist, weil doch der Stoff auch winzig war, im kleinen Format und entsprechend mit großer Feinheit ausführte. Der Kreis dessen, was ihn fesselt, ist ungeheuer groß, so groß wie die Welt, und seine Künstlerreise loch wie die Natur und das Leben, so daß er jede Erscheinung in ihrer Eigenart, er würde vielleicht sagen in ihrer „Schönheit“ empfindet. Das Leben in den Brunkräumen des Hofes und in den Arbeitsstätten, in stillen Kirchen und auf lauten Märkten, im trauten Heim und auf den Promenaden der Weltbäder, alles ist ihm gleich vertraut, alles hat er in seiner Stimmung empfunden und bis ins Detail hinein studirt.

So beantwortete Theodor Fontane in seinem köstlichen Gedichte zu des Meisters Geburtstag vor zehn Jahren auf der Treppe von Sanssouci dem alten Fritz auf die Frage: „Wer ist Menzel?“:

Menzel ist sehr vieles,
Um nicht zu sagen alles, mindstens ist er
Die ganze Arche Noah, Thier und Menschen:
Putzhühner, Gänse, Papageien und Enten;
Schwerin und Sendling, Leopold von Dessau,
Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen,
Katholische Kirchen, italienische Plätze,
Schuhschnallen, Broncen, Waß- und Eisenwerke,
Stadtträtke mit und ohne goldene Kette,
Minister, mißgestimmt in Cashmirhosen,
Straußfedern, Hockball, Hummer-Majonnaise
Der Kaiser, Moltke, Gräfin Gade, Bismarck,
er durchstudirte
Die groß' und kleine Welt, was freucht und flucht,
Er giebt es uns im Spiegebilde wieder.
Am liebsten aber giebt die Welt er wieder,
Die F r i z e n - Welt, auf der wir just hier stehen!
Im Rundsaal von Plafond her, strahlt der Lustre,
Siebartig golden blimt der Stühle Flechtwerk,
— — Biche *) streift die Tischstuchede,
Champagner perlt und auf der Meißner Schale
Liegt schon zerpfückt, die Pontac-Äpfelsine . . .“

Diese Vielseitigkeit Menzels hat man für Gleichgültigkeit gehalten. Mit Unrecht. Ebenso mit Unrecht hat man seine Schärfe für kalt erklärt. Ich glaube, daß viel dazu der Menzelkopf beigetragen hat, wie wir ihn kennen.

Aber man darf sich durch die Härte, die ein schweres Leben seinen Zügen aufgedrückt hat, nicht irre leiten lassen. Ich habe die Empfindung, daß unter der rauhen Schale sich mehr von dem weichen Jüngling von 1833 verbirgt, als man gemeinhin glaubt, und als sich der Meister, der gern für sich ist, will merken lassen.

Wer in seinen Weichlichkeitsbildern das nicht zu empfinden vermag, weil er hier am Neußeren kleben bleibt, der vertiefe sich einmal in die heiteren Phantastiegebilde, mit denen er seine Adressen und Diplome schmückt, und in die geistvollen Spielereien einer Vignetten.

*) Der Lieblingshund des alten Fritz.

Und dann — er ist ein leidenschaftlicher Freund der Musik Auch das zeugt für ein weiches Gemüth. —

Ich glaube, ich werde nie mehr den Mann oder eines seiner Werke anschauen können, ohne an das weiche Knabengesicht mit den schwärmerischen Augen und den blonden Locken zu denken. — —

Allerlei.

Auch ein Jubiläum dürfte es sein, daß von den Menschen heuer schon tausend Jahre Blutwurst gegessen wird. Interessant ist die Entstehung dieser Speise insofern, als sie damals ein strenges Verbot hervorrief, das jedoch nicht vermochte, der Blutwurst den eroberten Platz streitig zu machen. Es war der morgenländische Kaiser Leo IV. (886—911), der im Jahre 895 folgende Verordnung gegen die Blutwurst erließ: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen so toll geworden sind, theils des Gewinns, theils der Gedeirei willen, Blut in eßbare Speise zu verwandeln! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide wie in Säcke einpackt, und so als gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können das nicht länger dulden, und nicht zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung bloß aus Sällemerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Der Blut zur Speise umschafft, er mag nun verglichen kaufen oder verkaufen, werde hart gegebelt und zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren. Auch die Obrigkeit der Städte sind wir nicht geonnen, frei auszugehen zu lassen, denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so wäre eine solche Unthat nicht begangen worden. Sie sollen ihre Nachlässigkeit mit 10 Pfund Goldes büßen.“ Das wäre also eine amtliche Nachricht, nach der wir in diesem Jahre das tausendjährige Jubiläum der Erfindung der Blutwurst begehen könnten. Doch gab es bereits im alten Rom ähnliche Gerichte; die vom römischen Würstbändler hergestellten Würste waren jedoch mit allium (Knoblauch) gewürzt. Heute hält allerdings wohl Niemand mehr die Staatsehre durch die Blutwurst für gefährdet.

Von den Veteranen aus den Befreiungskriegen sind noch vier am Leben: der älteste ist Lieutenant von Baehr-Magnet, 102 Jahre alt; ihm schließt sich Tischlermeister J. Chr. Kauffmann-Rettigsdadt mit 101 Jahren an, dann folgen der 100jährige Rentner August Schmidt-Wolgaß und d.r. Bädner Gottlieb Nölte-Holland, 99 Jahre alt. Sie leben sämtlich in auskömmlichen Verhältnissen und erfreuen sich einer guten geistigen und körperlichen Frische. Wenn jedoch diese Zeugen einer großen Vergangenheit seines materiellen Bedürfnisse bedürfen, so sind doch 150 Veteranen imitten heimgegangener Freiheitskämpfer auf die Mithätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen. Diese Thatsache bot Veranlassung, ein Comité zur Unterstützung derselben zu bilden, welches jetzt mit einem warmen Aufruf vor die Öffentlichkeit tritt. Es wird darin die Bitte ausgesprochen, durch große oder kleine Gaben es dem Comité ermöglichen, den Veteranen imitten von 1813-15 den Weihnachtstisch zu decken, ja vielleicht die Bedürftigsten unter ihnen dauernd vor Entbehrungen schützen zu können. Alle Gaben werden an den Schatzmeister, Dr. phil. Hans Raatge zu Tempelhof (Berlin) erbeten.

Ein übereifriger Nimm. d. In Schanze war das Schwein des Schuhmachermeisters B. aus seinem Stalle entwichen und hatte sich im Walde in einem Pfuhle gewälzt, so daß es am ganzen Körper schwarz geworden war und dadurch einem Wildschwein ähnlich sah. Einige Kinder, die das Ungethüm im Walde sahen, benachrichtigten den B., worauf dieser sofort sein Gewehr ergriff und das Thier erlegte. Erst als es an das Zerlegen des bewußten Thieres gehen sollte, sah man ein, welches Unheil der Schüge in seiner Eile angerichtet hatte.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren, angezeigt Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Die Saarbrücker Kriegs-Chronik. Ereignisse in und bei Saarbrüden und St. Johann, sowie am Spicherer Berge 1870 von H. Ruppertsberg, Oberlehrer am Gymnasium zu Saarbrüden, mit über 100 Zeichnungen von Karl Nöckling. Verlag von H. Klingebil in Saarbrüden. Eine bewundernswürthe Fülle von wahrheitsgetreuen Detailkenntnissen ist hier zusammengetragen. Wir können das Buch aufs Wärmste empfehlen.

— Das Zolltarifgesetz nebst dem Allgemeinen und dem Vertrags- Zoll-Tarif, sowie den festgesetzten Tariffätzen unter Berücksichtigung der mit anderen Staaten abgeschlossenen Verträge und der zugehörigen gesetzlichen Bestimmungen in neuester Fassung von W. Usmann, Polizei-Kommissar zu Vöding. Verlag von Julius Bagel in Nüßheim a. d. Ruhr. Preis 1,50 Mk. (Ein für alle Kaufleute, Gewerbetreibende und Industrielle praktisches Waaren-Einfuhr-, Handels- und Nachschlagebuch, welches infolge eines beigefügten Sammelnamen-Sachregisters besonders leicht handlich wird. D. Red.)

